

Suhrkamp Verlag

# Leseprobe

Nooteboom, Cees  
**Gesammelte Werke in 8 Bänden**

Band 4: Auf Reisen 1. Von hier nach dort: Niederlande – Spanien  
Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen. Herausgegeben von  
Susanne Schaber

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-41564-1

SV



# CEES NOOTEBOOM

GESAMMELTE WERKE BAND 4

## Auf Reisen I

Von hier nach dort: Niederlande – Spanien

Aus dem Niederländischen  
von Helga van Beuningen  
Herausgegeben  
von Susanne Schaber

Suhrkamp Verlag

© für die Gesammelten Werke:

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

© Cees Nooteboom 2004

Nachweis der Ersterscheinungsorte der in diesem Band  
enthaltenen Werke siehe Editorische Notiz.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Erste Auflage 2004

ISBN 3-518-41564-6

I 2 3 4 5 - 08 07 06 05 04

AUF REISEN 1  
VON HIER NACH DORT:  
NIEDERLANDE – SPANIEN



I.  
ZWISCHEN MEER UND MEER:  
DIE NIEDERLANDE

Zwischen Meer und Meer  
die Groden  
hinter Deichen aus Tang [...]

*C. N., Amsterdam, 1200*





## Die Form des Zeichens, die Form der Stadt

Zunächst: das Land. Die Nordsee brandet gegen einen Dünengürtel, der ihr widersteht, und rollt – grüngrau, braungrau – bis zu der Stelle, wo sie einen Durchlaß findet. Dort schlägt sie zwischen der Inselkette einen Bogen um das Land und wird zum Wattenmeer, schließlich zur Zuidersee. Nun trägt sie mit ihrem mächtigen Arm, dem IJ, das Land von der Rückseite her ab. Zwischen See und See erstreckt sich ein Ödland aus Halbinseln und Groden, dem Regiment des Wassers ausgesetzt, durch kümmerliche Deiche aus Seetang geschützt, zwischen denen man das dort wachsende Schilf und Unkraut niederbrennt, damit der Boden bebaut werden kann. Ein Gebiet mit wenigen Bauern und Fischern, ein Volk von Wassermenschen zwischen Flüssen, Schlickböden und Wasserläufen, das, durch den Anstieg des Meeresspiegels, das Absinken des Moors, durch Stürme und Wasserfluten ständig bedroht, an den Ufern der Flüsse auf hohen Wurten lebt.

So entsteht nicht nur Land, sondern auch ein bestimmter Menschenschlag, ein Volk, das sein Land weder gefunden noch erhalten, sondern selbst geschaffen hat. Mit quergelegten Torfsoden kämpfen die Bauern gegen den gierigen Sog der See, den ewigen Angriff. Überall in diesem niederen Land werfen die Bewohner Dämme gegen das von Osten herandrängende Wasser auf, bauen Häuser aus Lehm und Schilf und Holz und lassen das nun gebändigte Wasser durch die ersten Schleusen ins Meer abfließen, das immer wieder anrücken wird. Wollen sie überleben, dürfen sie nicht untätig zusehen, sie organisieren sich in Weilern und wehren sich gemeinsam gegen den fließenden, strömenden Feind. Das Land ist sumpfig und verwundbar unter einem hohen, stets wechselnden Himmel, die einzigen Berge sind die Dünen im Westen – niederländische Berge. Sie haben ein Meer vor sich und eines hinter sich, die Nordsee und die Zuidersee.

Ein Fluß schreibt sich seinen Weg durch das Land *Amestelle*. Es sind die Grafen von Holland und die Bischöfe von Utrecht, die sich dieses nasse unsichere Moorgebiet in einem abgelegenen Winkel des Niederlothringischen Reichs gegenseitig streitig machen. *Stelle*: sicherer, geschützter Ort. *Ame*: Wasser. Das Land gibt seinen Namen an den vagabundierenden Fluß ab. Dieser mäandert um die höher gelegenen Gebiete herum, tanzt und schwingt durch das Land, das nach geraden Linien verlangt, spielt sich auf als barocke, schleppende Girlande. Wo er in die Zuidersee fließt, heißt das Wasser IJ, und am IJ denkt sich der Fluß eine Stadt aus, eine Stadt am Wasser.

Das Spiel kann beginnen. Der Fluß setzt sein Zeichen wie ein Siegel in den Küstenstrich und schreibt seine Form hinein wie ein perfekter Kalligraph. Wenn man es einmal gesehen hat, kann man sich dem Bild nicht mehr entziehen: Der Grundriß von Amsterdam ist im Laufe der Jahrhunderte ein immer komplizierteres Zeichen geworden, ein chinesisches Schriftzeichen, das sich beständig erweitert, aber stets das gleiche bedeutet hat. Das Land ist das Papier, das Wasser die Tusche. Wie ein östlicher Meister hat der Fluß den ersten Strich gesetzt, mühelos, treffsicher, ein Zeichen äußerster Einfachheit. Nun ist es an den Menschen, weiterzuschreiben. Der Kalligraph, der sie alle zusammen sind, hat viel Zeit, gut achthundert Jahre, und das Zeichen, das so entsteht, ist ein geordnetes Labyrinth aus Grachten, konzentrisch, einander schneidend, ein Netz von Wasserstraßen und Verteidigungsanlagen, ein in sich geschlossener Kosmos, ein magischer Halbkreis, der der Welt seinen Stempel aufdrücken wird. Seine Achse bleibt der Fluß und das Wasser, in das er mündet und das die Stadt mit der Welt verbindet. Zwischen und an diesem Wasser gibt die Stadt sich die Form selbst, die sie heute hat. Jeder neue Strich in der Zeichnung ist Geschichte, ökonomische, politische, katasteramtliche Geschichte. Jede Bewegung des Pinsels in der Hand des Kalligraphen ist diktiert von Machtkonstellationen, Kriegen, wirtschaftlichen Veränderungen, Entdeckungen, Gewinn-

streben, Verteidigung, Konsolidierung. Das Gebilde aus konzentrischen Grachten am Meer entwickelt sich zu einer der mächtigsten Hochburgen Europas, die Schiffe, die die Stadt verlassen und erst nach Jahren wiederkehren, fahren bis ans Ende der bekannten Welt und tragen den Namen und den Ruf der Stadt bis in die Tropen und das barbarische Eis der nördlichsten Meere und schreiben so mit am wachsenden Zeichen.

Denn woraus besteht eine Stadt? Aus allem, was in ihr gesagt, geträumt, zerstört, geschehen ist. Aus dem Gebauten, dem Verschwundenen, dem Geträumten, das nie verwirklicht wurde. Aus dem Lebenden und dem Toten. Aus den Holzhäusern, die abgerissen wurden oder verbrannten, den Palästen, die hier hätten stehen können, der Brücke über das IJ, die zwar gezeichnet, aber nie gebaut wurde. Aus den Häusern, die hier noch heute stehen, in denen Generationen ihre Erinnerungen zurückgelassen haben. Aber sie ist viel mehr als dies. Eine Stadt, das sind alle Worte, die dort je gesprochen wurden, ein unaufhörliches, nie endendes Murmeln, Flüstern, Singen und Schreien, das durch die Jahrhunderte hier ertönte und wieder verwehte. Mag es auch noch so entschwunden sein, es hat doch einmal zugehört, auch das, was sich nie mehr rekonstruieren läßt, ist ein Teil davon, einfach deshalb, weil es einst hier, an diesem Fleck, in einer Winternacht oder an einem Sommermorgen gerufen oder ausgesprochen wurde. Die Wanderpredigt, das Urteil des Tribunals, der Schrei des Geißelten, das Bieten auf einer Versteigerung, die Verordnung, der Anschlag, die Kundgebung, das Pamphlet, die Bekanntgabe eines Todesfalls, das Ausrufen der Zeit, die Worte von Nonnen, Huren, Königen, Regenten, Malern, Schöffen, Henkern, Schiffern, Landsknechten, Schleusenwärttern und Baumeistern, dieses fortwährende Gespräch an den Grachten im lebenden Körper der Stadt, das alles macht sie aus. Wer will, kann es hören. Es lebt fort in Archiven, Gedichten, in Straßennamen und Sprichwörtern, im Wortschatz und Tonfall

der Sprache, genauso wie die Gesichter auf den Gemälden von Hals und Rembrandt in den Gesichtern fortleben, die wir heute sehen, und wie unsere Worte und Gesichter zwischen all diesen Worten und Gesichtern verschwinden werden, erinnert und nicht erinnert, verweht, vergessen und doch noch gegenwärtig, eingeschlossen in diesem Wort, das die Stadt benennt: Amsterdam. Ein Matrose stirbt im 17. Jahrhundert auf Ambon an Skorbut und sieht noch einmal die nun für immer unerreichbare Stadt vor sich, aus der er kommt. Was er in diesem Augenblick sah, lebt fort in der Weise, wie ich den Schreierstoren betrachte, den Turm, an dem die Seeleute Abschied von ihren Frauen nahmen.

Die Stadt ist ein Buch, der Spaziergänger sein Leser. Er kann auf jeder beliebigen Seite beginnen, vor- und zurückgehen in Raum und Zeit. Das Buch hat vielleicht einen Beginn, aber noch lange kein Ende. Seine Wörter – das sind Giebelsteine, Baugruben, Namen, Jahreszahlen, Bilder. Ein Haus heißt *De Pelikaan* und will etwas von fernen Reisen erzählen. Ein anderes heißt *Spitsbergen* und denkt sich eine Überwinterung aus. Eine Straße heißt *Bokkinghangen* (»Bücklingsräucherei«), und auch wenn nichts mehr zu riechen ist, erkennt man den Duft von Räucherfisch. Ein Giebelstein zeigt ein Goldenes Tor, aber die Tür darunter ist modern, so daß sich der Spaziergänger das goldene Tor, das hier einmal existiert haben muß, im Geist wieder zu errichten hat. Diese Stadt ist nicht stumm, sie reicht einem Wörter: *Melkmeisjesbruggetje* (»Milchmädchenbrücke«), *Varkenssluis* (»Schweineschleuse«), *Kalverstraat* (»Kälberstraße«), und die Vorstellungskraft läßt den Spaziergänger sehen, was die Geschichte ihm erzählt hat: daß in dieser Straße Kälber verkauft wurden, ein Stück weiter Ochsen und im letzten Teil Schafe. *Gebed zonder End* (»Gebet ohne Ende«), eine schmale Gasse, der Seitenhieb eines Amsterdammers, weil es zu viele Frauenklöster in der Innenstadt gab. Dort hörte das Beten also nie auf, und in diesen Straßennamen schwingen noch die gregorianischen Klänge mit

und die hohen, klaren Frauenstimmen. *Vijgendam* («Feigendamm»), weil die Ladung Feigen, die die Warenprüfer gerade beanstandet hatten, beim Zuschütten der Gracht Verwendung fand.

Der Spaziergänger bleibt an einer Baugrube stehen und sieht zu, wie Archäologen die Erde sieben, durchkämmen, mit behutsamen Fingern nach der Vergangenheit graben, auf der Suche nach Zeichen der Vorfahren. Er staunt, daß sie so tief unten lebten. Wird die Erde denn immer dicker? Er fragt sich, ob er die Sprache dieser anderen, früheren Amsterdamer verstanden hätte. Später sieht er die Funde in einem Museum, Schuhe, die als Schuhe erkennbar sind, er könnte hineinschlüpfen und sie tragen. Schuhe, Schalen, Hämmer, Geld. Doch die Vergangenheit – sie ist nicht nur dort unten, sondern auch oben, an den Giebeln mit ihren Darstellungen von Walfischzähnen, Indianern, Sinnbildern, Handelswaren, Sklaven, Schiffen. Jeder, so scheint es, hatte in jenen Tagen etwas mit Schiffen zu tun, jeder gehörte zum Wasser, demselben Wasser, das noch immer dunkel und geheimnisvoll in den Grachten steht und das außerhalb der Stadt um so vieles wilder und grauer war, das Wasser des Weltmeers, auf dem die Schiffe bis dicht vor die Tore der Stadt gesehelt kamen, »ein Wald aus tausend Masten«.

Auf der alten Karte von Cornelis Antoniszoon aus dem Jahr 1544 kann der Spaziergänger die Stadt mitsamt ihren Schiffen sehen. Erst wenige Grachten durchziehen die Fläche zwischen den Stadtmauern. Noch ist die große Zeit des Goldenen Jahrhunderts nicht gekommen, und doch ist das IJ bereits voll von Schiffen. An der Stelle, an der später der Hauptbahnhof liegen wird, können die kleineren Schiffe in die Stadt einlaufen, die größeren bleiben auf Reede, und es sind Dutzende. Die beiden großen Kirchen stehen sicher eingebettet zwischen den Häusern, jede auf ihrer Seite des Wassers, wie heute noch. Das breite Wasser des Damrak ging bis dorthin, wo heute der Königliche Palast steht, und teilt die Stadt in zwei Teile, die »alte Seite« und die »neue Seite«. Der

Spaziergänger erkennt Gebäude, die Zeichnung der Straßen. Die Stadt hat sich für ihn bewahrt, er spaziert dort jeden Tag; wo im 17. Jahrhundert sein Haus hinkommen wird, steht jetzt noch eine rote Mühle, dort ist das grüne Land, das die Stadt umschließt, die jedesmal wieder über das Wasser der nächstfolgenden Gracht springen wird, so daß sie von Karte zu Karte größer ist. Größer, weil Ruhm und Wohlstand mit den neuen Schiffen der Handelskompanien zunahmen. Zuerst kam die Gracht der *Heren*, die die Macht der Kaufleute festigten, und erst danach die der *Keizers* und der *Prinsen*. Und die anderen, schräger verlaufenden Grachten mit den Namen von Bäumen und Blumen, *Lelie*, *Eglantier*, *Roos* und *Laurier*, Lilie, Weinrose, Rose und Lorbeer, zwischen denen das Volk in einem Viertel lebte, das – als Verballhornung des französischen Worts *jardin*, Garten – *de Jordaan* heißt, Schiffszimmerleute, Schauerleute, Matrosen, die Männer mit den lauten Stimmen, die den Duft der großen Welt in die schmalen Straßen trugen.

Grau ist es heute, neblig. Als der Spaziergänger die Augen schließt, hört er den Wind in der Takelage all dieser Koggen, Karavellen, Fregatten, Galeonen, Brigantinen, Briggs, er riecht die Gewürze, hört die fremden Sprachen der vielen, die in seiner Stadt Zuflucht gesucht haben, portugiesische und spanische Juden, Hugenotten, flämische Calvinisten, aber auch Einzelgänger wie Descartes, der zwischen den rollenden Tonnen auf den Kais so gut meditieren konnte, oder ein Besucher wie Diderot, der sich über »*cette liberté compagne de l'indépendance qui ne s'incline que devant les lois*« wunderte, diese Freiheit, die zur Unabhängigkeit gehört und sich einzig und allein dem Gesetz beugt. Dieser Streifzug hat nie ein Ende, und der Spaziergänger liest die Bilder, die sich ihm darbieten, mit dem Auge seiner Vorstellungskraft: Avercamps Schlittschuhläufer auf den Grachten, die mittelalterlichen Prozessionen rund um das Mirakel von Amsterdam, die neuen Paläste der Sklavenhändler, und dieselben Sklavenhändler, die

in den strengen, während des Bildersturms jeglichen Schmucks beraubten Kirchen, wie wir sie von den Gemälden Saenredams kennen, dröhnend ihre Psalmen singen. Aber auch jene anderen, auf Dachböden versteckten Betstätten der verfolgten Katholiken, das erhängte Mädchen, das Rembrandt gezeichnet hat, der Dichter Bredero, der im Eis einbricht und an den Folgen stirbt, der Tod Hendrikjes und die Versteigerung von Rembrandts Antiquitäten, der Aufstand der Wiedertäufer und ihre Hinrichtung, die Prachtliebe und die kalte Geldgier, die Last des Reichtums, die Jubelschreie an die Adresse eigener und fremder Könige, der Marschschritt spanischer, französischer, deutscher Besatzer, und so gelangt er in seine eigene Zeit, die Verfolgung der Juden, als die Stadt für immer verstümmelt wurde, die Stellen, an denen die Widerstandskämpfer gefoltert oder erschossen wurden, der Einmarsch der Kanadier bei der Befreiung – verdichtete, stetig vermehrte Geschichte, die von der Stadt aufgesogen und bewahrt wurde, die fortlebt in Denkmälern und kleinen, fast unsichtbaren Gedenksteinen sowie in der Erinnerung der Lebenden, die Worte der Niederlage und Schmach ebenso wie der Triumph alter und neuer Siege, eine Moralität, ein Gedenken.

Es wird Abend in der Stadt. Die Lichter in den Räumen der Grachtenhäuser machen alles kleiner, ein Wohnzimmer. Hier herrscht die leichte Melancholie von Hafenstädten, weil immer Heimweh in der Luft liegt. Der Spaziergänger, der ich bin, geht am Palast am Dam vorbei, der früher einmal, als er gebaut wurde, alles so hoch überragte. Auf mehr als dreizehntausend Pfählen steht er in dem noch immer genauso sumpfigen Boden, dem von *Amestelle* ganz zu Anfang. 1948 erlebte ich hier als Junge, wie »die alte Königin« nach fünfzigjähriger Regierungszeit auf den Thron verzichtete. Wo heute die breiten Straßen sind und eine späte Straßenbahn fährt, lagen noch im vorigen Jahrhundert Schiffe, bis hinein ins Herz der Stadt. Ich weiß, wo damals die Börse stand und die spätere und die noch spätere, wo die



Waage war und der Fischmarkt, wo die zum Tode Verurteilten gerädert wurden und das Getreide verkauft. Jetzt gehe ich die Grachten entlang, wo die Dichter gingen, die in meiner Geheimsprache schrieben und die kein Ausländer lesen kann, Hooff, Vondel, Bredero, Hoornik, Slauerhoff. Ich gehe an den Patrizierpalästen vorbei, die heute Bürohäuser sind, an den Handelshäusern des zerronnenen Imperiums, sehe an irgendeiner Fassade das geniale Zeichen der *Vereenigde Oost-Indische Compagnie*, und in den dunklen, schmalen Straßen des Jordaan-Viertels gehe ich an den Häusern der Namenlosen von damals vorbei, ohne die es dieses untergegangene Weltreich nie gegeben hätte. Nichts ist unverändert geblieben, alles ist unverändert. Es ist meine Stadt, ein Zeichen für Eingeweihte. Sie wird sich dem Fremden nie ganz erschließen, der die Sprache und die Geschichte nicht kennt, weil es gerade die Sprache und die Namen sind, die die geheimen Stimmungen, geheimen Orte, geheimen Erinnerungen bewahren. Offene Stadt, verschlossene Stadt. Eine für uns, eine für die anderen. Eine Stadt am Wasser, eine Stadt der Menschen, von Menschen und Wasser erdacht und geschrieben. Eine Stadt vieler Zeiten und eine Stadt in der Zeit. Eine Stadt, die es zweimal gibt, sichtbar und unsichtbar, aus Stein und Holz und Wasser und Glas und außerdem aus noch etwas, das sich mit Worten nicht benennen läßt.

*Juni 1991*

## Jordaan

Es ist Sonntag, und ich mache mich auf den Weg ins Ausland. Weit ist es nicht, vielleicht nicht mal einen Kilometer. Ich wohne im ältesten Teil Amsterdams, auf einer Karte von 1640 kann ich mein Haus sehen, auch wenn jetzt die Jahreszahl 1730 darauf steht.

Als ich es kaufte, war es teilweise ausgebrannt, doch im zweiten Stock gab es noch sehr alte Fliesen, und der Keller, der sich tief unterhalb des Straßenniveaus befindet (das seinerseits wiederum, wie ein großer Teil der Niederlande, mehrere Meter unter dem Meeresspiegel liegt), hatte einen Marmorfußboden, der Kennern zufolge zu Beginn des 18. Jahrhunderts verlegt worden sein muß. Die Aufteilung des restlichen Gebäudes deutet dagegen auf den Ausbau eines spätmittelalterlichen Hauses hin, das hier also schon gestanden haben muß, lange bevor diese Zeichnung von 1640 entstand.

Mein Haus befindet sich zwischen Singel und Herengracht, ganz in der Nähe der Brouwersgracht, und über sie gehe ich nun ins Ausland: nach Jordanien oder, wie wir schon seit Jahrhunderten sagen: in den Jordaan. Um dorthin zu kommen, gehe ich erst über das Melkmeisjesbrugje (»Milchmädchenbrücke«), danach gleich über die Brücke, die zur Herengracht führt, spaziere dann auf der anderen Seite der Brouwersgracht zu der Brücke über die Keizersgracht und von dort weiter zum Papeneiland, einer der ältesten Kneipen der Stadt. Dazu muß ich die Lekkere Sluis überqueren, wo die Prinsengracht in die Brouwersgracht mündet. Und genau dort liegt die Grenze zwischen dem Jordaan und dem Rest der Welt.

Der nun folgende Teil meiner Geschichte läßt sich einfacher mit einer Karte dieses Viertels nachvollziehen, schon weil alle Straßen und (früheren) Grachten eigenartig schräg zur Brouwersgracht und zur Prinsengracht liegen, als wollten sie dadurch verdeutlichen, daß hier auch immer ein ganz eigener Menschen-

schlag gelebt hat. Der Jordaan ist eindeutig eine andere Welt, und dieses Gefühl verstärkt sich noch durch die labyrinthischen Komplikationen der Straßennamen.

So hat etwa eine einzige, nicht allzu lange Straße, durch die man in wenigen Minuten spaziert ist, nicht weniger als fünf verschiedene Namen. Sie führt von der Lijnbaansgracht nach Süden, anfangs parallel zur Karthuizerdwardsstraat (hier stand im Mittelalter ein Kartäuserkloster – wie gern hätte ich da einmal das Chorgebet gehört); am Beginn heißt sie Tichelstraat, weil dort im 17. Jahrhundert Fliesen (*tichels*) gebrannt wurden, dann Tweede Anjeliersdwardsstraat, Tweede Tuindwardsstraat, Tweede Egelantierdwardsstraat, Erste Leliedwardsstraat.

Dort angekommen, steht man nicht nur an dem Punkt, wo die Bloemgracht in die Prinsengracht mündet, sondern auch gegenüber dem Anne-Frank-Haus und dem majestätischen Turm der Westerkerk mit seiner Kaiserkrone und dem Amsterdamer Wapen, der schon die ganze Zeit über von der Lijnbaansgracht aus in einer phantastischen Perspektive zu sehen war, eine der schönsten Stadtansichten, die ich kenne.

*Karhuizers* und *tegels* beziehungsweise *tichels* sind keine Blumen oder Bäume, *anjelieren* (Nelken), *egelantiers* (Weinrosen), *lilies* (Lilien) und *lauriebomen* (Lorbeerbäume) schon, ebenso die *rozen* (Rosen) und *goudsbloemen* (Ringelblumen), die sich in den Namen der Straßen und Querstraßen des Jordaan finden. Von dort ist es nicht weit zu den nie erblickten Palmen der Palmgracht und dem verschwundenen Wasser der Lindengracht.

Jordanien oder *jardin*, das ist hier die Frage. Jordanien existierte noch nicht, als das Viertel schon seinen Namen trug, folglich kann sich der Name nicht auf das Land beziehen, wohl aber auf den Fluß, nach dem es benannt wurde. Manche glauben, daß der Jordaan deshalb so heißt: ein gelobtes Land im biblischen Sinne. Andere dagegen meinen, eingedenk all dieser Bäume und Pflanzen, der Name gehe auf das französische *jardin*, Garten, zurück.

Das ist nicht der einzige Streitpunkt, denn auch um die Abgrenzung gibt es eine Kontroverse: Was gehört nun eigentlich zum Jordaan und was nicht? Und obwohl diese Frage in erster Linie mit einer geistigen Dimension zusammenhängt, mit Atmosphäre und Geschichte, ist es andererseits doch wieder etwas, bei dem man ganz konkret die Karte zu Rate ziehen muß.

Amsterdam ist natürlich viel mehr als sein Grachtengürtel, aber der Kern seines Wesens liegt doch in diesem magischen Halbkreis, der sich vom Fluß Amstel bis zum IJ hinzieht, dem Gewässer, auf dem einst die Schiffe zu Tausenden auf Reede lagen, nachdem sie, aus aller Welt kommend, zwischen der Nordspitze Nord-Hollands und der Insel Texel hindurch über die Zuiderzee, das heutige IJsselmeer, heimwärts gesegelt waren.

An den Grachten, die nacheinander ausgehoben wurden, wohnten die reichen Kaufleute, im Jordaan alle anderen, die nötig waren, um die Schiffe zu bauen und aufzutakeln, zu bemannen, zu löschen und zu beladen, sowie für alles, was damit dann wieder zusammenhing, kurz gesagt: das Volk. Segelmacher, Gerber, Fliesenbrenner und nicht zu vergessen das Personal für die großen Häuser, eine ganze Welt mit eigenen Rängen und Ständen.

Die schmalen Straßen im Jordaan waren noch richtige, ungepflasterte Gassen, doch an seinen Grachten, die zum größten Teil im 19. Jahrhundert zugeschüttet wurden, wohnten auch bereits Wundärzte und Apotheker, die Buchhalter der Vereinigten Ostindischen Compagnie und die niederen Angehörigen der Bürgerwehr.

Reiche Amsterdamer bauten hier die sogenannten *hofjes*, wo Witwen in Sicherheit und Geborgenheit alt werden konnten; heute sind es stille Oasen aus mehreren kleinen Wohnungen, die sich um einen Innenhof gruppieren, wie zum Beispiel das Bosche Hofje an der Palmgracht, 1648 vom städtischen Schatzmeister Pieter Adriaenszoon Raep gegründet und noch immer von seinen Nachfahren verwaltet. Sein Wappen, mit viel Gold, ist in die dunkle Backsteinmauer eingelassen, und über der Tür

hängt sein Emblem, ein orangefarbener Kohlrabi mit seinen beiden Initialen, P und A.

Wo aber liegen nun genau die Grenzen des Jordaan? Die Ansichten dazu gehen weit auseinander. Für manche hört der echte Jordaan bei der Rozengracht auf, einst ein breiter Wasserlauf, heute eine Verkehrsader, durch die Straßenbahnen fahren, Ein- und Ausfallstraße zugleich. Für andere geht der Jordaan jenseits der Rozengracht weiter, bis zur stillen Passeerdersgracht, die sprachlich nichts mit Passierenden zu tun hat, sondern mit Gerbern.

Dort allerdings gibt es keine Kneipen mehr und keine kleinen Krimskramsläden, die auch heute noch das Gesicht des Jordaan prägen. In den Nachkriegsjahren zogen sich die kleinen Leute und Arbeiter aus dem Viertel zurück, sie machten Platz für Galeristen, Studenten, Restaurants, Antiquariate, exotische Läden und insbesondere sehr viele Kneipen, alte »echte« und aufgemotzte neue.

Kurzum: ein merkwürdiges Labyrinth aus Alt und Neu, Volkstümlichkeit und Chic, sein eigener permanenter Anachronismus, wo man sich aus violetter Neonlicht plötzlich ins fahle Schimmerlicht eines *bruin café* verirrt, einer gemütlichen Stammkneipe, in der ein paar alte Männer hinter kleinen Gläsern mit Genever vor sich hin sinnieren, wo man aber ein paar Stunden später Scharen von Leuten antreffen kann, die plötzlich Jordaan-Lieder schmettern, Schnulzen mit neapolitanischen Schnörkeln und vielen Tremoli.

Jeder kennt den Text, der einst von Volkssängern wie Tante Leen, Johnny Jordaan oder Willy Alberti und heute von André Hazes bekannt gemacht wurde, Lieder, die einem mit ihrem leidenschaftlichen Kummer durch Mark und Bein gehen, mit Texten wie »Meine Wiege war ein Pappkarton« samt allem Elend, das auf einen so unglücklichen Lebensbeginn später noch folgt, alles gesungen mit dem unverkennbaren Zungenschlag des Viertels, der von so vielen Kabarettisten nachgeahmt worden ist, daß jeder nun glaubt, er könne ihn imitieren.